

(Nachdruck verboten.)

71

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Ueber die Familie Brandt äußerten sich selbst die ärgsten Spötter mit Voracht. Sie zählte zu den reichsten der Stadt, da war Karl Brandt der Vater, der klein angefangen, sich in der Gründerperiode rasch emporgeschwungen und sich vor einigen Jahren mit einigen Millionen vom Geschäft zurückgezogen hatte. Er war im Verhältnis zu seinen Söhnen der arme Brandt. Als Verwaltungsrat der Tramway war ihm vor kurzem das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen worden, seitdem nannte man ihn Baron.

Alles was Witte über seine neuen Freunde in Erfahrung gebracht, erzählte er zu Hause den Seinen. Leopoldine hörte zu. Ihre Freundschaft mit den „Malerischen“ war sehr innig geworden, und Witte fand sie immer bei seinen Mädchen, wenn er abends nach Hause kam. Sie war voll brennender Neugier.

Sie wollte mehr wissen wie alle andern und stellte oft recht verfängliche Fragen.

An einem Nachmittage war es Witte indeß geglückt, mit Edmund Reich zusammen zu treffen. Er sah ihn am Fenster vorbeigehen in seiner vornehmen Haltung, den glänzenden Cylinder auf dem schwarzen, etwas gelockten Haar.

Der Schauspieler betrat das Café und nahm die Richtung gegen Witte hin. Dieser erhob sich und streckte ihm mit einem glücklichen Lächeln die Hand entgegen.

Der Schauspieler blickte erstaunt; es schien, als müsse er seinem Gedächtnis nachhelfen — dann lächelte er kalt und verbindlich:

„Ach ja — sehr erfreut —“

Er brachte noch eine höfliche Phrase vor und setzte sich dann an einen andern Tisch, ohne sich weiter um den kleinen Maler zu kümmern.

Witte zahlte und ging.

Er fühlte mehr als Verdruß über dieses Benehmen. Die Seinen merkten sofort, daß ihm etwas Unliebsames passiert sei und drangen mit Fragen in ihn.

Er wollte erst nicht heraus damit, aber er war nicht der Mann, der etwas lange auf dem Herzen behielt, und er sagte ihnen alles.

„Ich habe doch ihre Bekanntschaft nicht gesucht“, wandte er sich an seine Frau, „sie waren es, die sich für mich interessierten. Wir müssen öfter zusammenkommen, hatte Herr Reich gesagt und Herr Brandt meinte, wir wollen sie in den Kreis zurückführen, in den Sie gehören, lassen Sie das unsre Sorge sein. Indes haben sie sich nicht weiter um mich gekümmert, und das erstemal, wo ich diesem Herrn Reich zufällig begegne, thut er, als müßte er nicht, wer ich sei, und das im Kaffeehaus vor allen Leuten, denen ich erzählt hatte, daß ich sehr gut mit ihm bin, was werden sich die von mir denken!“ Er warf sich in die Sofaecke und sah recht unglücklich aus.

Seine Frau schüttelte den Kopf. „Ich begreife Dich nicht, Gustav, wie Du Dich darüber so alterieren kannst. Aufrichtig gesagt, ich bin froh, daß es mit dieser Bekanntschaft ein Ende hat, haben doch unsre Mädels seit Wochen nichts andres gehört, als Schauspielergeschichten.“

Es lag eine ungewöhnliche Härte in ihrer sonst so sanften Stimme.

Als sie hinausgegangen war, brachte Luise dem Vater die Pfeife.

„Hast Du Feuer oder soll ich Dir Zündhölzchen bringen?“

Er sah seinen Liebling an mit einem wehmüthigen Blick.

Da hatte sie sich auf seinen Schoß geschwungen und die Arme um seinen Hals geschlungen.

„Du sollst nicht mehr an ihn denken, Vater. Wenn Herr Reich nicht das Bedürfnis hatte, Dich näher kennen zu lernen, obwohl er Dich dessen versichert, dann hat er eben geachtet. Laß ihn, er verdient nicht, daß Du Dich deshalb kränkst.“ Ihre Stimme bebte, es lag etwas Leidenschaftliches darin.

Er zog seinen Liebling an sein Herz und küßte ihn. Ihr mädchenhafter Stolz hatte ihm den seinen zurückgegeben.

Gusti hatte das Ereignis sehr kühl gelassen. Sie war momentan von ihrer Liebelei mit Emil ganz in Anspruch genommen. Es war ein Entfallen neuer Gefühle und Fähigkeiten, die sie wie im Spiele übte und über die Wirkungen, die sie damit hervorbrachte, oft ganz erstaunt war.

Emil war völlig vernarrt in sie, verliebt bis über die Ohren, und doch oft verdrießlich, ja brutal, weil sie ihm keine Gelegenheit gab, mit ihm allein zu sein. Aber davon wollte sie nichts hören. Und so war und blieb das Hausgärtchen mit seinen schlanken Kirschbäumen und Johannisbeerstäuden der Ort ihrer Zusammenkunft, obwohl man zu Emils Aerger aus allen Fenstern hinein schauen konnte.

Sobald Emil von seiner Arbeit nach Hause kam, begab er sich dahin, um frische Luft zu schöpfen, und gerade um dieselbe Zeit bedurfte auch sie der Erquickung. Das Gärtchen gewann damit Eigenschaften, die man noch nicht an ihm kannte, denn die es umgebenden Mauern strömten die Gluthen des Tages aus und die Temperatur darin glück der eines Backofens.

Aber wenn auch der Boden trocken und von der Hitze rissig geworden war, wenn der Rasen versengt, die Gebüsche weiß von Straßenstaub, und die weißen Lilien und Nelken von dem Ruß, der aus allen Schornsteinen der Umgebung auf sie niederrieselt, schwarz überhaucht waren, die jungen Verliebten fanden es hier entzückend.

Wenn es nur nicht eine Ewigkeit dauern würde, ehe sie ihr Glück erreicht und Mann und Weib waren!

Die drei nächsten Jahre gehörten dem Kaiser, das war zum Berzweifeln.

„Aber sobald ich den Soldatenrock ausziehe, zieh ich den Hochzeitsfrack an, darauf kannst Du Dich verlassen, Gustel — dann übernehme ich das Geschäft — der Alte hat mir's versprochen. Er möchte mir's lieber heut wie morgen geben und dann — schwöre mir, daß Du auf mich warten willst, schwöre es mir feierlich. Sie schwor und schwor es ihm täglich aufs neue. Und dann küßte er sie und sie küßte ihn wieder, trotz aller Fenster, die in den Garten hinein sahen.“

Es war nur schade, daß selbst dieses bescheidene Glück ihnen nur spärlich vergönnt war. Kaum waren sie beisammen, ließ sich das „Rebelhorn“ vernehmen, das sie wieder auseinander riß.

Das Rebelhorn nannten die Hausleute die Stimme des Hausherrn, die, sobald er zornig war, brüllend das Haus durchschallte.

„Der Vater ruft — ich muß fort“, rief dann Emil ängstlich, und selbst der bittende Blick der Geliebten vermochte ihn nicht zu halten.

Er riß sich los, um hinauf zu eilen, eines schlimmen Empfangs gewärtig.

Auch heute fand er den Vater schon vor dem Speisetisch sitzend, in ungeduldiger Erwartung eines warmen Nachtessens, das die Mutter und Tini in der Küche bereiteten.

„Am liebsten möchte ich Dir eine herunterhauen, damit Du Dir endlich merkst, was sich gehört“, fuhr der Vater den Eintretenden an.

„Du hast vor mir da zu sein; aber selbst zum Fraß soll ich die Waunde zusammenzimmeln —“ Weitere Liebeswürdigkeiten folgten, ohne daß Emil auch nur mit einem Wort eine Entgegnung gewagt hätte. Einerseits war er an den brutalen Ton gewöhnt, andererseits hütete er sich, den Vater gegen sich aufzubringen, so lange er ihn brauchte, so lange seine Zukunft ganz von seinem Wohlwollen abhing.

Der Eigennuß, den das Oberhaupt dieser Familie als oberstes Gesetz deklarierte, hielt sie zusammen. Und es war jedem von ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es ihnen gar nicht zum Bewußtsein kam, daß sie den Vater nur auf den wirtschaftlichen Wert, den er für sie besaß, taxierten und in Ehren hielten, ebensowenig als dieser Patriarch es als einen Mißbrauch seiner Gewalt ansah, wenn er das Weib, wenn er den Sohn für seinen persönlichen Augenblickszweck ausbeutete und ihre Kräfte vergeudete.

Da war es denn lustig zu sehen, wie sich unter dem Scheine der Familienhaftigkeit, Eigennuß an Eigennuß rieb, wie einer den andern blamierte, um ihn zu übervorteilen, wo er es am wenigsten merkte.

Emil behielt der Provokation des Vaters gegenüber seine

Demütige Haltung. Aber der Vater traute ihm nicht, und dies steigerte seine Gereiztheit.

„Warum sehest Du Dich nicht, bist Du vielleicht beleidigt — wär nicht übel, wenn man sich alles gefallen lassen müßt' und nichts mehr sagen dürft'.“

Emil kam heran und setzte sich gehorsam.

„Warum redest Du nichts, bist Du schon ganz vernagelt.“

— Was sagst Du dazu, daß ich die Arbeit für die Villa nun doch bekommen hab.“

„Du hast sie, das wußt' ich nicht.“

„Merkwürdig, der Mensch weiß nie was.“

„Du hast mir ja nichts gesagt.“

„Ich sage es Dir jetzt. Es hätte nicht viel gefehlt, bei einem Haar hätt's der Jud' gehabt.“

Sein Gesicht erhellte sich plötzlich und mit einem triumphierenden Lächeln erzählte er, wie er durch List und Schlaubeit Einblick in die eingelaufenen Offerten erlangt habe. Einer dieser „Saujuden“ hatte sie niedrig genug gestellt, als er aber noch um ein Prozent niedriger offerierte, habe er die Arbeit gefapert und der Jude hatte das Nachsehen. Und darüber lachten nun beide und rieben sich die Hände. Einen Juden zu überlisten, das that wohl, darauf konnte man sich schon etwas einbilden. Schönbrunner setzte nun dem Sohn auseinander, wie sie vorgehen mußten, damit bei der Arbeit etwas verdient würde.

Es müßten einige Lehrbuben aufgenommen werden, auch ein Gehilfe, er selbst werde sich tüchtig schinden müssen, und schließlich rückte er mit dem Vorschlag heraus, Emil solle sein Arbeitsverhältnis lösen und die paar Monate, die ihn noch vom Militärdienst trennten, bei ihm arbeiten. Warum soll ich das Geld einem fremden Arbeiter in den Taschen stecken — es ist doch besser, es bleibt in der Familie. Nur nichts auslassen, wenn's nicht nötig ist, das ist mein Prinzip. In einer Familie heißt's z'samm'halten und z'samm'arbeiten — das is das höchste — mir wenigstens is die Familie alles — ich weiß nicht, ob Du auch so denkst —

„Aber Vater.“

„Und wegen der Bezahlung werden wir kein' Richter brauchen, hoff' ich —“

„Aber Vater.“

„So viel wie Du in der Fabrik hast, kann ich Dir freilich nicht geben.“

„Aber —“

„Du kriegst die Kost zu Haus und Du weißt, die Alte kocht gut aber teuer — das muß man in Anschlag bringen, übrigens brauchst nicht so auf 'n Kreuzer zu schauen, was Du jetzt nicht kriegst, kriegst Du später, es g'hört Dir ja doch einmal alles — ich plag' mich ja nur für meine Kinder.“

Er sah sehr gerührt aus.

„Ich werde Dir immer dankbar sein, Vater.“

„Werden wir sehen, es muß Dir selbst daran liegen, daß das Geschäft leistungsfähig bleibt und nicht zurück geht.“

„Es liegt mir sehr viel daran,“ bestätigte Emil mit großer Lebhaftigkeit.

Der Alte drohte ihm lächelnd mit dem Finger. —

„Du Gallodri, ich kann mir schon denken, daß Du darauf haust, na, wenn Du zurückkommst, werden wir schon sehen —“

Emil war rot geworden, es schien ihm, als hätte er schon zu viel gesagt, um keinen Preis hätte er seine Herzenswünsche verraten mögen, erst mußte er das Geschäft sicher haben. Der Alte schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch. „Sakrament, was ist das heute mit dem Essen, wozu sitzt er denn da? Er begann auf die Weißsbilder zu schimpfen, aber schon erschienen Mutter und Tochter mit den dampfenden Schüsseln, die sie vor ihm niederlegten. Er langte nach der Gabel, um heraus zu nehmen, besann sich aber noch rechtzeitig, schlug ein Kreuz und begann ein Tischgebet zu murmeln, das die übrigen nachmurmeln.

In den Zeiten des Liberalismus hatte er es, als etwas Veraltetes außer Gebrauch gesetzt, jetzt, wo man im Zeichen des Meritalismus stand und stets mit der Hilfe Gottes arbeitete, durfte es in einer christlichen Familie nicht fehlen. Vater Schönbrunner stocherte mit der Gabel lange in der Schüssel herum, ehe er das ihm zusagende Stück herausgefunden.

Er liebte das Fette, suchte aber sich und den Seinen täglich einzureden, daß diese sorgfältige Auslese nur einer zarten Rücksicht entsprang.

„Wenn ich's nicht is', is't's niemand, dann kriegt's der Lehrbua.“

Nach Tisch nahm er die Zeitung, warf sie aber bald hochrot vor Zorn wieder auf den Tisch zurück.

„Was sich diese Lausbuben, diese Judensozi, alles erlauben — da hört sich schon alles auf — wie die nur schimpfen, wie die nur grob werden, diese roten Hund', die miserablen! Da behaupten sie, wir Antisemiten hätten gar kein Parteiprogramm — na freilich, ihnen werden wir's grad' auf die Nasen binden — aber wenn ich jetzt in den Gemeinderat komm', dann werden S' was erleben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Spanische Parias.

Zu beiden Seiten der Pyrenäen — in dem spanischen und dem französischen Nieder-Nabarra, in Bearn, der Gascogne, Guienne und Unter-Poitou — lebt ein eigentümlicher Volksstamm, der schon seit vielen Jahrhunderten von sich reden gemacht und die Aufmerksamkeit der übrigen Bevölkerung auf sich gelenkt hat. Dieser Menschenschlag ist gleich den niedrigsten Rassen und Stämmen im heutigen Indien durch Aberglauben und Vorurteil der Menschen seit Jahrhunderten von den andern Landesbewohnern ängstlich gemieden, verachtet, verfolgt, verstoßen, als Auswurf behandelt, geschmäht und aller gesellschaftlichen und gesellschaftlichen Rechte beraubt worden. Was hat man nicht alles von ihnen behauptet! Sie haben, so sagte man und so glaubt man sogar heute noch, eine eigentümliche widerliche Ausbünstung, sie ermangeln der Ohrläppchen, sind farbenblind, sehen nur des nachts wie Katzen und Eulen, kurz, sie sind mit allen möglichen, in den Augen der Leute entwürdigenden Gebrechen behaftet, obwohl nun neuere Forschungen das Unsinnsige dieser Behauptungen — so überflüssig es an sich scheinen konnte — auch noch mit einem großen wissenschaftlichen, einwandfreien Apparate nachgewiesen haben. Obwohl der bloße Augenschein schon die Cagots — das ist der Name des Volksstammes — als hochgewachsene Leute von starker, muskulöser Statur, wohlentwickeltem Schädel, vorspringender Nase, starkmarkierten Jägen, blauen Augen und schlichten blonden Haaren erkennen läßt, so ist dennoch das Vorurteil gegen sie noch nicht geschwunden, sie gelten heute noch vielfach als Kretins, als schwachsinmig, körperlich verkümmert und mit Kröpfen behaftet. Daher ist es wohl angebracht, einmal das wahre Wesen dieser Menschenrassen von historischem und ethnographischem Gesichtspunkte aus zu beleuchten.

Alle geschichtlichen Quellen stimmen darin überein, daß schon vor vielen Jahrhunderten diese Cagots allgemein für Geschöpfe angesehen wurden, welchen man mit Verachtung und Mißtrauen begegnen, die man sich vom Leibe halten und denen man ausweichen müsse. Die Bewohner der benachbarten Dörfer behandelten sie allgemein als sieche, mit ausjagähnlichen, anstehenden Krankheiten und moralischen Schäden behaftete Wesen, deren Verührung man vermeiden und mit denen man allen Verkehr beschränken müsse. Man behandelte sie daher noch im 17. Jahrhundert wie Aussäzige und Pestkranken. Wohnen sie in Städten, so wurden sie auf einen besonderen Stadtteil beschränkt, welchen die übrigen Einwohner selten oder gar nie betreten; kamen sie aus ihren Quartieren heraus, so mußten sie an irgend welcher augenfälligen Stelle ihres Anzuges einen Lappen von rotem Tuch tragen, damit man sie daran erkennen und die Verührung mit ihnen vermeiden könne. Auf dem platten Lande bewohnten sie meist armselige Hütten, welche von den Dörfern durch einen Wald oder fließendes Wasser getrennt waren und sich unter den Mauern irgend einer Burg oder Abtei wie schutzsuchend verbargen. In den Kirchen waren sie durch einen hölzernen Verschlag von der übrigen Gemeinde geschieden und mußten das Gotteshaus durch ein eignes Pfortchen betreten. Das Weißwasser, Abendmahl usw. waren ihnen verweigert, und an Professionen durften sie nur unter gewissen Bedingungen teilnehmen, ihre Leichen wurden ohne Sang und Klang auf einem besonderen Friedhofe oder in einer abgeschlossenen Ecke des gemeinsamen Friedhofes beerdigt.

Diese Entziehung der bürgerlichen Rechte machte sich überall im Leben bei diesen Menschen geltend. In Gemeineregistern und öffentlichen Urkunden ward dem Namen jedes Angehörigen dieses Stammes die Bezeichnung „Cagot“ als entehrendes Prädikat beigegeben; keiner derselben ward zu öffentlichen Ämtern und Ehren zugelassen, und die einzigen Gewerbe, deren Betrieb ihnen gestattet wurde, waren diejenigen eines Totengräbers, Holzhauers, Zimmermanns, Sargmachers, Wöitfers usw., sowie eines Webers, obgleich sie dann genötigt waren, in der Ferne Beschäftigung zu suchen, weil die Mitbürger in ihrem Aberglauben fürchteten, beim Tragen der von Cagots gewobenen Zeuge vergiftet oder encagoté, d. h. von der Erbseuche dieses Stammes angesteckt zu werden. Sie verfertigten Galgen und Strafwerkzeuge; sie durften keine Waffen oder eisernen Werkzeuge außer ihren Handwerksgeräten tragen, durften kein Dorf barfuß betreten und ihr Korn nicht in den öffentlichen Mühlen mahlen, nicht an den öffentlichen Brunnen trinken, noch an den gemeinsamen Waschlätzen ihre Wäsche waschen. Sie durften kein Vieh halten außer einem einzigen Fuhu oder einem Lasttier, und selbst dieses durften sie nicht auf die Allmend oder gemeinsame Weide treiben. Sie durften mit ihren Nachbarn weder zusammen spielen noch zusammen arbeiten, und von den Gerichtsbehörden ward ihr Zeugnis nur in Ermangelung anderer Zeugen

angenommen; allein es bedurfte der Zeugenschaft von vier oder fünf Cagots, um diejenige eines gewöhnlichen Mannes aufzuwiegen. Sie konnten sich nur untereinander heiraten, denn durch die eheliche Verbindung mit einem von ihrem Stamme entehrte sich der andre Teil. Wo sie immer erschienen, waren sie die Zielscheibe von Spott, Hohn, Beschrei, Schimpfreden, Verfolgung oder Mißhandlung, und wenn hieraus Zant und Kaufereien entstanden, kam der unglückliche Cagot dabei gewöhnlich am schlimmsten weg. Es ist verwunderlich und kaum begreiflich, wie diese Menschen das Dasein unter solchen Bedingungen nur zu ertragen vermochten.

Ganz derselbe Druß von Vorurteil und Haß lastete auf den Angehörigen dieses Stammes auch in den Nachbarprovinzen der Pyrenäen, wo jene ehemals noch weit zahlreicher waren, nun aber infolge Verfolgung und Beschränkung stellenweise ausgestorben sind. Neuere sorgfältige Nachforschungen in den benachbarten Provinzen haben aber dargethan, daß es dort noch immer „Ausgestoßene“ giebt, welche in ihren allgemeinen Charakterzügen vielfach mit den Cagots übereinstimmen. Im spanischen Navarra und den übrigen Vascongadas oder baskischen Provinzen waren die Agotes, wie man sie dort nannte, früher sehr häufig, und man findet sie noch gegenwärtig da und dort. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts schilderte ein Navarrese, Marten de Bizcag, die Agotes von Navarra, Aragon und Bearn. Sie waren damals gleichsam geächtet und als eine unreine, verachtete Klasse von der Gemeinshaft mit dem übrigen Volke ausgeschlossen, mußten in Höfen, in abgelegenen Weisern und ärmlichen Hütten Zuflucht suchen, konnten kein Amt bekleiden, durften nicht mit andern Leuten an Tische sitzen oder aus demselben Wech trinken, damit die Gesehe nicht vergiftet oder verunreinigt würden, durften keine Kirche betreten, um einen Teil der Messe am Altar zu empfangen, sondern mußten an der Kirchenthüre warten, bis der Priester ihnen das Wechpfer herausbrachte u. dgl. m. Die eheliche Verbindung mit ihnen galt für nahezu ebenso entwürdigend als diejenige mit Moresken, Zigeunern und andern Nichtchristen, und man gab ihnen ohne Grund schuld, daß eine Menge eckhafter Krankheiten und abstoßender Uebel von ihnen herrührten.

In Guienne — dort Cahets genannt — sind sie urkundlich schon zu Ende des 13. Jahrhunderts die Opfer ähnlich grausamer Vorurteile und abergläubischer Furcht gewesen. Auch sie waren aus den geheiligsten Teilen der Kirchen verbannt, wurden nur in einer umgeweihten Ecke des Friedhofes beerdigt, durften nicht mit Vieh und Geflügel handeln, keine Geldgeschäfte und Wechslerei betreiben (wer von einem Cahet Geld borgte, konnte gesetzlich nicht zur Wiedererstattung desselben angehalten werden), durften niemals barfuß oder ohne den roten Lappen als Warnungszeichen an ihrer äußeren Kleidung außerhalb des Cahetquartiers erscheinen usw. Es war ein Gesetz in Kraft, wonach sie nur an Montagen in die Stadt kommen durften, um zu verkaufen oder einzulaufen, und wonach sie, wenn sie auf der Gasse oder Landstraße andern Leuten begegneten, so weit wie möglich beiseite treten mußten, damit sie niemand ansteckten. Ja noch heute oder wenigstens bis in die jüngste Vergangenheit kommt als Ueberrest jener alten gezwungenen Absonderung die Thatsache vor, daß an manchen Orten in dem oben bezeichneten Länderkomplex die noch vorhandenen Angehörigen dieses Stammes fast ausschließlich Zimmerleute, Holzhauer, Fassbinder und Fuhrleute sind, und daß man diese Gewerbetreibenden überhaupt als Cagots oder Cahets bezeichnet.

Ein französischer Gelehrter, Francisque Michel, hat ein wertvolles Buch über die „Geschichte der verfluchten Klassen von Frankreich und Spanien“ geschrieben und darin mit großer Glaubwürdigkeit darzutun versucht, daß der Ausatz die Ursache der grausamen Behandlung war, welcher die Cagots unterworfen wurden. Der Ausatz, diese furchtbare, mehr erbliche als ansteckende Krankheit, welche noch heutzutage in Jerusalem, im ganzen Morgenlande und in Nordafrika vorkommt, wurde unter den Völkern des Altertums und besonders unter den Juden für eine göttliche Plüchtigung und Heimsuchung wegen großer Sünden angesehen, so daß man sowohl aus physischen als auch aus moralischen Gründen aus Absonderung der Ausatzigen von den Gesunden bestand, daß die Angst vor der Verührung sich nicht nur auf die Lebenden, sondern auch auf die Toten erstreckte und man daher die Leichen der Ausatzigen auf besondere Friedhöfe beerdigte usw. Das christliche Mittelalter hielt sich an dieselbe Ansicht, die das Heiden- und Judentum der Vorzeit gehabt hatte, und begie einen noch tieferen Abscheu vor dem Ausatz.

Es ist klar, daß es in Frankreich oder Spanien keinen in religiösem oder politischem Sinne besonderen und abgegrenzten Bezirk gab, welcher sich durch eine unbestimmte Furcht vor jenen Ausatzigen hervorgethan hatte. Wenn wir aber den vollstümlichen und noch bis in die jüngste Vergangenheit heraufreichenden Glauben, daß die Cagots mit Ausatz behaftet gewesen oder noch seien, berücksichtigen, so wird alles übrige erklärlich. Etymologische Forschungen haben dargethan, daß schon der Name Cagot mit dem Ausatz zusammenhängt; im Altbrettonischen heißt der Ausatzige Rakod, und in vielen französischen Mundarten lassen sich ähnliche Bedeutungen des Wurzelwortes von Cagot nachweisen. Offenbar war daher die Thatsache oder die Ansicht, daß die Cagots zu irgend einer fernern Vorzeit vom Ausatz befallen gewesen seien, der Anstoß zu der Behandlung, welche ihnen eine finstere, rohe Zeit angedeihen ließ, denn die meisten der gegen die Cagots gemachten Vorurteile wurden zu irgend welcher früheren Zeit auch in andern Ländern gegen die Ausatzigen geübt. Die Beschuldigung, daß sie mit

übelriechendem Atem und Schweiß behaftet, Heuchler, Lügner, Wollüstlinge, Geschöpfe von wilden, heftigen Leidenschaften, daß ihre Ohren mißgestaltet seien, die polizeilichen Vorkehrungen für die Absperrung von der gesunden Bevölkerung, das Verbot, barfuß über die Straße zu gehen oder die Vorübergehenden mit ihren Kleidern zu streifen, die Mangelhaftigkeit und sogar teilweise Ungültigkeit ihres Zeugnisses vor Gericht — all dies sind nur all zu häufig Erscheinungen und Charakterzüge in der Behandlung der Ausatzigen im Mittelalter.

Ein neuer französischer Schriftsteller, v. Rochas, welcher sich eingehend mit der Geschichte und den Zuständen der Cagots befaßt, hat, um der Sache auf den Grund zu kommen, mehrfach Reisen in die nördlichen und südlichen Nachbarprovinzen der Pyrenäen während der letzten Karlistenkriege gemacht und die noch vorhandenen da und dort in die Bevölkerung eingeprengten Cagots aufgesucht. Er hat überall gefunden, daß die Abstammlinge der Cagots in körperlichen und geistigen Charakterzügen ganz mit der Masse der Einwohnererschaft übereinstimmen, keinerlei fremden Ursprung verraten, durch keinerlei ungewöhnliche oder abnorme Merkmale ausgezeichnet waren. Unter den heutigen Cagots ist jede Spur von Ausatz, von Skropf und Kretinismus verschwunden; viele von ihnen zeigen sich zwar von Skropheln heimgefaßt, welche aber nicht erheblich und feuchentartig auftreten, sondern auf Armut, mangelhafte Ernährung, schmutzige Hütten und physische Vernachlässigung zurückzuführen sind. In einer spanischen Gemeinde, unter deren Einwohner die Cagots durch besonders zahlreiche Nachkommen vertreten waren, fand v. Rochas die Leute kräftig, gesund, einsichtsvoll und anständig; sie bebauten kleine Grundstücke, züchteten Schweine und Hühner und betrieben so ziemlich dieselben Gewerbe wie ihre Nachbarn. Geduldig unterzogen sie sich etlichen von den alten feindseligen Bräuchen der Ausschließung, wie zum Beispiel dem Verbot der Verheiratung außerhalb ihres eignen Kreises, aber nur, weil dies ein alter Brauch war, über welchen weder sie selbst noch ihre Nachbarn genügende Rechenschaft zu geben vermochten. Die Mitglieder der kleinen Cagots-Gemeinden waren überhaupt weder in physischer noch in moralischer Beziehung von ihren übrigen Landsleuten zu unterscheiden, so daß das Vorurteil gegen sie noch unbegreiflicher ist. In Frankreich hatten Regierung und Gesetzgebung bis zur großen französischen Revolution sehr wenig für den Schatz der armen verstoßenen Cagots gethan; von da an war es aber besser geworden, und als die Wissenschaft erst angefangen hatte, sich mit der Untersuchung der Erscheinungen des Cagotismus zu beschäftigen und den Ugrund des Vorurteils gegen dieselben darzutun, begann dieses allmählich abzunehmen, wenn es auch noch ziemlich lange dauern dürfte, bis dasselbe in den entfernteren Dörfern des Gebirges und des platten Landes ganz verschwunden sein wird. — J. Biese.

Kleines feuilleton.

gz. Hummer und Hummerfang. Es dürfte wenig bekannt sein, daß der Hummer in Deutschland nur an den Küsten von Helgoland gefangen werden kann, da diese wegen ihres Felsgrundes den Krebsstieren allein die geeigneten Lebensbedingungen geben. Nach einem in der „Fischerei-Zeitung“ veröffentlichten Vortrag von Professor Ehrenbaum-Helgoland wird der Hummer in der Regel in Fangkörben erbeutet, die, mit einem Köder versehen, dem Tiere den Eingang sehr bequem machen, dagegen den Auszug möglichst erschweren. Diese vogelbauerähnlichen Körbe, welche die Helgoländer Tinerer nennen, enthalten am Boden Steine oder Cement, um auf den Grund zu sinken. Eine mit Kork besetzte Leine verrät dem Fischer die Stelle, wo das Fanggerät versenkt ist. Jeden Tag wird dieses einmal vermittelst der Leine aufgehoben, seines Inhaltes beraubt und mit einem frischen Köder versehen. Von solchen Fangkörben wird eine sehr große Anzahl verwendet, sie liegen alle in Reihen, ein zwei Mann enthaltendes Hummerboot arbeitet mit 40 bis 100 Stück, in der unmittelbaren Nähe von Helgoland liegen deren mehrere Tausend. Als Köder dient der Dorsh und andre Fische. Von einem Boot werden in einem Tage bis zu 50 Stück Hummer gefangen. In der kältesten Zeit des Jahres verfällt der Hummer in eine Art Kältestarre, es wird deshalb zu dieser Zeit der Fang nicht betrieben. Außerdem besteht eine Schonzeit, die von Mitte Juli bis Mitte September dauert. Die meisten Hummer werden im Frühjahr gefangen, im Herbst nicht einmal halb soviel. Da kein Zug von außerhalb erfolgt, so ist also die Zahl der zu fangenden Tiere stark begrenzt. In dem ungünstigsten Jahre 1902 wurden 41 300 Stück erbeutet, in günstigen Jahren dürfte sich die Zahl auf 60 000 belaufen. Die Hummer werden, nachdem man ihnen die Scheren zusammengebunden, mit denen sie einander leicht beschädigen können, in hölzernen, durchlöchernten Kästen aufbewahrt und hier bis zum Verbrauch sorgfältig gefüttert. Solange das Wasser warm bleibt, ist das Krebsstier sehr freßbegierig, sein Appetit wird mit minderwertigen Fischen gestillt, die in kleine Stücke zerschnitten werden. So nimmt der Hummer in der Gefangenschaft bedeutend zu, er wird stärker. Da aber der feste Panzer eine Zunahme nur bis zu einem gewissen Grade gestattet, so pfllegt das Tier sich nach einer bestimmten Zeit zu häuten. Kleine Tiere häuten sich mehrmals, der marktfähige Hummer in der Regel nur einmal im Jahre. Auch in den Kästen erfolgt die Häutung. Nachdem das Tier den Panzer verloren hat, ist es lange Zeit sehr unbeholfen, außerdem ist sein Körper alsdann schußlos den übrigen Hummern

preisgegeben, die kein Bedenken tragen, ihren Kameraden zu verzehren. Der Häutungsprozess muß deshalb sehr genau beobachtet und die Tiere müssen nach der Häutung von ihresgleichen getrennt werden. Der Prozess erfolgt sehr schnell, in zehn bis zwölf Minuten, aber erst nach Wochen bekommt die Schale ihre alte Festigkeit. Der Hummer wächst nur langsam, selbst wenn er an Gewicht beträchtlich zunimmt. Ein 25 Centimeter langes Tier wiegt gewöhnlich ein Pfund, ein solches von 33 bis 34 Centimeter zwei Pfund. Mehr als 50 Centimeter Länge scheint der europäische Hummer nie zu erreichen, auch der amerikanische, der meist schwerer wird, wird nie länger: er bekommt ausnahmsweise ein Gewicht von 12—13 Pfund; der größte, den Ehrenbaum in Helgoland sah, wog dagegen nur 8 $\frac{1}{2}$ Pfund bei einer Länge von 48 Centimeter. Man nimmt an, daß die Geschlechtsreife des Hummers bei einer Länge von 24 Centimeter im fünften Jahre eintritt. Das Weibchen trägt die Eier unter dem Hinterleibe ein Jahr mit sich herum, ehe die Jungen aus-schlüpfen. Für die Ergiebigkeit des Hummerfanges ist es von großer Bedeutung, daß das Tier sehr viel Eier ablegt. Junge einpfündige Helgoländer Hummer produzieren 8000—10 000, vierpfündige gar 30 000—36 000 Eier. Im Larvenzustande schwimmen die jungen Tiere einige Wochen frei im Wasser umher. Dabei fallen sicherlich viele Fische und andren Feinden zum Opfer. Später, nach mehreren Häutungen, beginnt der Hummer, der nunmehr das Larvenstadium überwunden hat, das Leben auf dem Grunde des Meeres. Hier kann er sich unter Steinen verbergen, und damit hat er die gefahr-vollste Zeit seines Lebens hinter sich. —

ie. Selbstgespräche von Epileptikern. Selbst bei einfachen epileptischen Krampfanfällen treten in der Regel Sprachstörungen auf: Hallen, Stoden oder Stottern, aber auch sonderbare Wiederholungen und Auslassungen von Worten, sinnloses Nachsprechen, endlich auch gänzliches Unvermögen des Ausdrucks. In einer früheren Arbeit hatte man den Beweis zu führen versucht, daß diese Erscheinungen die Folge einer Erschöpfung der Gehirnteile wären, von denen das Gehör abhängig ist; man gab aber auch zu, daß in andren Fällen das Sprachcentrum selbst in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Sehr merkwürdige Beobachtungen über Sprachverwirrung bei Epileptikern hat nun Dr. Naede aus Frankfurt am Main gemacht und in der „Münchener Medicinischen Wochenschrift“ besprochen. Ein Kranker beantwortete beispielsweise jede Frage mit dem Satz: „Ich heiße N. N.“ Erst nach längerer Zeit konnte man ihn zum gedankenlosen Nachsprechen einzelner Worte bewegen. Das auffallendste bei diesen Zuständen ist entschieden die endlose Wiederholung derselben Sätze, auch wenn der Kranke von seiner Sprache einen ausgiebigen Gebrauch macht. In seiner Art geradezu ergreifend ist das Selbstgespräch, das Dr. Naede bei einem 45jährigen Epileptiker belauscht hat, der während eines Krampfes gewöhnlich von großen Reisen nach Amerika und Grönland fabelte. Dabei kehrten immer dieselben Begriffe und Vorstellungen wieder. Namentlich spielte der Ocean eine große Rolle und am Ende fast jedes Satzes kehrte der Refrain wieder: „Und es ist ein so feierlicher Moment!“ — Beispielsweise: „Ich verschwamm im Ocean, es ist ein so feierlicher Moment, und ich bin weiter gewandert. O meil meil und es ist ein so feierlicher Moment. Und dann segelte ich immer weiter. Mußte Amerika verlassen, und dann verschwamm es im Ocean, und dann sank mir der Geist. Und es war ein so feierlicher Moment. Und versank er im Ocean. Da denk ich immer mit Schmerzen dran, wie ich im Ocean verschwamm, und es ist ein so feierlicher Moment usw. usw.“ Selbst als der Kranke im stande war, ganz vernünftigen Ansprüchen immer wieder die Litanei an: „Und es war ein so feierlicher Moment.“ Die Neigung zur Wiederholung von Sätzen kann sich derart steigern, daß stundenlang dieselben oft ganz sinnlosen Worte hingelappert werden. Bei manchen Kranken nehmen diese Sätze eine recht grobe Form an. So schrie ein anderer Epileptiker auf jede Frage laut hinaus: „Ich bin e Sau, Du bist e Sau, er ist e Saul“; erst nach mehreren Tagen trat bei diesem Patienten eine Beruhigung ein und gleichzeitig ein vollständiges Vergessen seines früheren Benehmens. Dr. Naede macht hauptsächlich auf die große Bedeutung solcher vorübergehender Geistesverwirrungen für die gerichtliche Medizin aufmerksam, da unter Umständen die richtige Beurteilung einer Straftat davon abhängig sein kann. Selbstverständlich ist es auch von höchster Wichtigkeit, zwischen solchen Begleiterscheinungen der Epilepsie und wirklichem Irrsinn zu unterscheiden. —

Naturwissenschaftliches.

— **Bekämpfung der Erdflöhe.** Das in Frankreich immer weiter um sich greifende schädliche Auftreten der Erdflöhe erfordert die Anwendung von energischen Bekämpfungsmethoden. Zu solchen empfiehlt sich die Benutzung insektenfeindlicher Pilze. Bereits seit einigen Jahren ist bekannt, daß unter den erwachsenen Erdflöhen durch einen Pilz Namens Sporotrichum globuliferum eine furchtbare Seuche hervorgerufen werden kann. Wichtiger aber als die Bekämpfung der erwachsenen Tiere ist diejenige ihrer Larven. Auch letztere hat man bereits durch Pilzinfektionen zu vernichten gesucht, jedoch bisher ohne Erfolg. Bessere Resultate erzielten neuerdings E. Vaney und A. Conte mit Botrytis Bassiana, einem Pilze, der die unter dem Namen „Muscardin“ bekannte Erkrankung der Seidenraupe hervorruft. In künstlichen Kulturen verliert der ge-

nannte Pilz freilich seine furchtbare Wirkung. Nimmt man aber von Raupen oder Puppen des Seidenspinners frisches Sporenmateriale und überträgt es auf Weinblätter, so gehen die mit letzteren gefütterten Erdflöhenlarven fast sämtlich nach spätestens sechs Tagen zu Grunde. Die mit der Nahrung aufgenommenen Sporen keimen in dem Darmanal der Larven und es entwidelt sich ein Mycel, das schließlich alle Organe durchwuchert. Die Verbreitung der Sporen von Botrytis Bassiana in den Weinkulturen dürfte sich ohne Schwierigkeit auch in großem Maßstabe durchführen lassen. Man kann freilich einwenden, daß damit für die Seidenraupenzucht eine große Gefahr geschaffen würde. Man muß aber bedenken, daß einmal Weinbau und Seidenraupenzucht keineswegs immer in derselben Gegend betrieben werden. Sodann wird sich auch, abgesehen von andren Vorichtsmaßnahmen, für die Ausbreitung der Sporen in den Weinbergen ein Zeitpunkt finden lassen, an dem für die Seidenspinnersucht keine Gefahr zu befürchten ist. —

(„Prometheus“.)

Aus dem Gebiete der Chemie.

— **Ein verbessertes Steinzeug.** Gelegentlich einer Besichtigung der Deutschen Steinzeugwarenfabrik für Kanalisation und chemische Industrie in Friedrichsfeld, Baden, wurde, wie die „Technische Rundschau“ berichtet, der Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker eine neue keramische Masse für chemische Zwecke von dem Erfinder Dr. M. Buchner vorgeführt. Für die chemische Industrie, namentlich für die anorganische, ist das Steinzeug von erheblicher Bedeutung. Aus ihm werden die Turills und Türme, Montejus, Kühlschlangen, Platten, Kugeln, Wannen, Rohrleitungen, Pumpen, Ventilatoren und Elektrolyseure hergestellt, die das eiserne „keramische“ Inventar einer chemischen Fabrik bilden. Schröffe Temperaturwechsel, plötzliches scharfes Erhitzen und höhere Temperaturen als 100 Grad ohne Rücksicht auf Form und Dimensionen verträgt Steinzeug indessen nicht. Dr. Buchner griff daher zu dem durch außerordentliche Feuerfestigkeit ausgezeichneten Korund, kristallinierter Thonerde, die auch gegen Säuren höchst beständig ist. Zur Fabrication der Korundmasse muß ein reiner Korund verwendet werden. Wird er in geringen oder größeren Mengen zu keramischen Massen, wie Thon oder Kaolin, zugelegt, so überträgt er merkwürdigerweise seine Eigenschaft auf diese, mit welchen er sich zu homogenen Mischungen verarbeiten und brennen läßt. Die korundhaltige Steinzeugmasse ist volumenbeständig geworden. Es giebt aber Korundmassen, die dem Steinzeug auch in Bezug auf Zugfestigkeit und federnde Dehnung durchweg überlegen sind. Da man aus den Korundmassen auch poröse Scherben herstellen kann, so lassen sich dieselben für elektrolytische Zwecke zu halbdurchlässigen Scheidewänden bestens verwenden. —

Humoristisches.

— **Lejestrüchte.** „Habe da neulich sehr interessantes Buch gelesen — Pakete, die ihn nicht erreichten...“

„Sie meinen gewiß: Briefe, die ihn nicht erreichten.“

„Nanz ejal, wußt doch, es handelt sich um so eine Bummellei von der Post!“ —

— **Sehr einfach.** Lehrer (zu den Kindern): „Ihr wechselt immer gestern und morgen, jetzt paßt mal auf: Vorgestern war gestern gestern und vorgestern heute; gestern war vorgestern morgen und gestern heute; heute war vorgestern übermorgen und gestern morgen und ist morgen gestern und übermorgen vorgestern; morgen ist übermorgen gestern und war gestern übermorgen; übermorgen ist morgen morgen und übermorgen heute. Da giebt's doch keinen Irrtum!“ —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— **Mag Drehers neues Schauspiel** „Die Siebzehnjährige“ wird im Oktober im Lessing-Theater die Erstaufführung erleben. —

— **Intendant Prash hat das Theater des Westens** für die Dauer von zehn Jahren gepachtet. —

— **Im Münchener Hof-Theater** wird demnächst Ernst v. Poffarts und Hugo Möhrs musikalischer Einakter „Das Vaterunser“ erstmalig in Scene gehen. —

c. **Bei einer Gemäldeversteigerung in London** erzielte Turners „Walton Bridges“ einen Preis von 147 000 M. —

t. **Die größte Station für drahtlose Telegraphie**, die bisher jemals errichtet worden ist, wird bis August oder September dieses Jahres in der Nähe von Bija vollendet werden. Die Gebäude werden ganz aus Stein aufgeführt. Ein-schließlich der für die Aufstellung der Maschinen und andren Apparate erforderlichen Zeit wird sich die Fertigstellung noch etwas länger hinziehen, so daß man die Aufnahme des Betriebes für den Anfang des nächsten Jahres erwartet. Nach der zunächst liegenden Ortschaft wird die Station den Namen Coltano tragen. Ihre Bestimmung ist eine durchaus ungewöhnliche, denn man erwartet von dort aus in Verlehr treten zu können mit Großbritannien, Holland, den Vereinigten Staaten und Kanada sowie mit sämtlichen Schiffen auf dem Mittelländischen Meer, der Ostsee, dem Roten Meer, mit dem Atlantischen und Indischen Ocean. Noch nie ist also die drahtlose Telegraphie einer so weitgehenden Prüfung unterzogen worden, wie sie ihr auf der neuen Station bevorsteht. —